



Ankunft in Traiskirchen

In seinem Roman *Engelszungen* beschreibt der in Bulgarien geborene und 1990 nach Österreich geflüchtete Autor *Dimitré Dinev* die Ankunft zwei seiner Protagonisten im Lager Traiskirchen.

Am 25. Dezember um 20 Uhr abends betraten Svetljo und Sascho das Lager Traiskirchen. „Bulgaren also“, sagte der uniformierte Beamte am Eingangstor, nachdem er ihnen die Pässe abgenommen hatte. Die beiden bestätigten es. Danach zeigte er auf die Gebäude gegenüber und sagte, „Zimmer Nr. 12.“ Die beiden verstanden es und gingen dorthin. „Wieviel deutsche Worte kennst du?“ erkundigte sich Sascho. „Mir fällt gerade nur eines ein... Geld“, antwortete Svetljo. Sie lachten, sie waren in guter Stimmung. „Ah, Shivkov-Boys“, empfing sie der mollige Beamte von Zimmer Nr.12. Sie mußten ihre Fingerabdrücke abnehmen lassen. Svetljo mußte es dreimal machen lassen, da seine Abdrücke nicht deutlich genug waren. „Gut die Finger reiben, Shivkov klebt noch an ihnen“, scherzte der Beamte. Beim vierten Mal war er zufrieden. Um ein Bett und Essen zu bekommen, mußte man zuerst einige Zimmer passieren. Das Wichtigste von diesen war Zimmer Nr. 6. Solange man nicht durch Zimmer Nr. 6 gegangen war, mußte man in einem Raum übernachten, auf dessen Boden Dutzende Matratzen hingeworfen waren, und wenn man Essen brauchte, dann war es gut, Geld zu haben, um sich zumindest Brot kaufen zu können. Zum Glück waren Svetljo und Sascho noch rund 100 D-Mark geblieben, denn in Zimmer Nr. 6 hineinzukommen, gelang ihnen erst nach zwei Tagen. Inzwischen lagen sie auf den Matratzen, aßen Brot und versuchten sich mit einer Gruppe aus Bangladesh zu unterhalten, die sich auf den restlichen Matratzen ausgebreitet hatte und die auch im Schlaf weiterredete. Nun hatten Svetljo und Sascho endlich Betten und Sechs-Tage-Coupons für die Lagerkantine bekommen Sie wurden in das größte Gebäude auf dem Gelände geführt und in ein Zimmer mit 20 Betten einquartiert. Das Zimmer lag im zweiten Stock. Au-

ßer Betten, einem Tisch und zwei Stühlen gab es in dem Zimmer nichts. Alle Betten waren eingesunken. Nach ausgeschwitzter Angst und Sehnsüchten rochen sie. Zu viel Kummer war durch sie gegangen, schwerer Kummer. Von der Schwere des Kummers dieser Welt waren sie eingesunken. Das Bett, das so viel Last ertragen konnte, war noch nicht erschaffen worden. Der Mensch schon. Das Zimmer mündete in einen Korridor, auf dem drei Kinder Fahrrad fahren. So lang war er. Der Korridor schaute eigentlich mehr einem Markt ähnlich. Denn dort boten Flüchtlinge anderen Flüchtlingen verschiedene Waren an. Hauptsächlich Getränke und Zigaretten. Auf diesem Korridor trafen Svetljo und Sascho zwei andere Bulgaren. Spas und Ilija hießen sie. Von ihnen erfuhren sie, daß das wichtigste Wort auf Deutsch das Wort „Arbeit“ sei. Darum drehe sich das Leben jedes Flüchtlings. Solange man keine Arbeit habe, brauche man an gar nichts anderes zu denken. Denn ohne sie könne man jederzeit abgeschoben werden. Sie sollten nicht auf ein Asyl hoffen, denn die Bulgaren bekämen so etwas nicht mehr. Zu spät wären sie gekommen, man hätte es noch unter Shirkov tun müssen. Dies erklärte ihnen Ilija, während Spas ihnen den wichtigsten deutschen Satz auf das Karo-As schrieb. „Ich suche eine Arbeit“, lautete er. Hätten die beiden ihre Maturazeugnisse dabei, wollte Ilija wissen, und ob sie übersetzt und mit den nötigen Stempeln versehen wären. Ja, das wären sie. Das wäre gut, sehr gut sogar, und er gab ihnen den Tip, so schnell wie möglich an der Universität Wien zu inskribieren, denn wer als Student angemeldet wäre, könnte auch eine Zeitlang bleiben ohne eine Arbeitsstelle vorweisen zu müssen. Das war alles, was er ihnen sagen konnte. „Es ist ein bißchen wie in der Armee, nur

daß man nicht weiß, nach wievielen Jahren der Entlassungsbefehl kommen wird“, sagte ihnen Spas beim Abschied. „Die beiden haben sicher einen leichten Dienst gehabt, sonst würden sie so etwas nie sagen“, bemerkte Svetljo. Sascho hörte ihm nicht zu. Er verhandelte über den Preis einer Stange Marlboro mit einem Rumänen, dessen Stirnfalten sich wie Wellen bewegten und dessen Pelzmütze so hoch war, daß sie an den Schornstein eines sinkenden Schiffes erinnerte. Sascho bekam die Stange mitsamt einem tiefen Seufzer um 120 Schilling. Als sie in ihr Zimmer zurückkamen, hatten sich noch neun Albaner einquartiert. Acht Männer und eine Frau. Der eine von ihnen hatte seine Schuhe ausgezogen und betrachtete das Loch in seiner Sohle. Ein langer Weg sei es gewesen, zweimal mußten sie die Grenze überqueren, weil sie das erste Mal erwischt worden waren, erklärte er es einmal mit den Händen, einmal mit albanischen Worten, aber man verstand ihn. Sie holten aus ihren Taschen Flaschen mit albanischem Cognac, sie wollten feiern. Svetljo und Sascho wurden eingeladen. Sascho bot ihnen von den Zigaretten an. Alle tranken, alle rauchten, alle waren in guter Stimmung. Der Mann mit dem Loch in der Sohle erzählte, daß er in der Heimat eingesperrt worden war, nur weil er die Hand von Mutter Theresa geküßt hätte. Es wäre eben nicht egal gewesen, wessen Hände man küßte, veranschaulichte er, indem er seine angeschwollenen Hände küßte. Ein anderer, der sehr gut englisch sprach,klärte Svetljo und Sascho auf, daß das Wichtigste im Lager ein Interview wäre. Von diesem hinge es ab, ob man Asyl bekomme oder nicht. Es käme auf jedes Wort an. Man sollte sich also gut überlegen, was man da sagte. Derselbe Mann ging nach einer Weile hinaus und kam mit vier Holz-

leisten zurück, aus denen er einen Rahmen zusammennagelte. Danach zog er aus seiner Tasche ein Leinenhemd, schnitt eine Weile an ihm herum und spannte das, was übrig geblieben war, auf den Rahmen. Nun holte er Pinsel und Ölfarben heraus und eine Postkarte, auf der eine Kirche abgebildet war. Er sei ihr Maestro, erklärten die Albaner stolz, während der Maestro selbst die Kirche von der Postkarte auf die Leinwand zu malen begann. Das sei der Stephansdom, die größte Kirche in Wien, erklärte er. Das Bild würde er der Lagerleitung schenken, damit er und seine Freunde an einen besseren Ort geschickt würden. Das Bild war am nächsten Tag fertig. Es stand mitten im Zimmer auf einem der Stühle aufgestellt und jeder Polizist, der hereinkam, lobte das Kunstwerk.

Svetljo und Sascho mußten an diesem Tag zum Interview. Es käme auf jedes Wort an, hatte man ihnen gesagt, aber wie groß war ihre Überraschung, als sie sahen, daß es keinen bulgarischen Dolmetscher gab, sondern nur einen russischen. Man ging wahrscheinlich davon aus, daß nur diejenigen aus Bulgarien flüchteten, die russisch konnten, oder daß alle Bulgaren sehr fleißig in der Schule gewesen waren und lau-

ter Einser im Russischunterricht hatten. Also kam es in diesem Interview nicht auf jedes Wort, sondern nur auf jedes russische Wort an. Svetljo und Sascho waren leider nicht so fleißig in der Schule gewesen. Aber es machte nichts. Die Dolmetscherin tat so, als ob sie alles verstünde und bei den Worten, die sie nicht kannte, suchte sie schnell diejenigen in Russisch aus, die ihnen am ähnlichsten klangen, und die Schreibmaschine des österreichischen Beamten neben ihr knatterte ununterbrochen. Sascho ging als erster hinein. „Ich bekomme sicher kein Asyl“, sagte er, als er herauskam. „Aber du hast eine Chance. Wenn du ihnen erzählst, was dein Vater gemacht hat und wer er war. Bitte nutze sie“, riet er Svetljo und wartete ungeduldig vor dem Gebäude, bis Svetljo herauskam. „Hast du es ihnen erzählt?“ stürzte er sich gleich auf ihn. „Nein“, antwortete Svetljo trocken. „Ich will dich um was bitten. Sprich mich nicht mehr auf meinen Vater an“, sagte er.

Wie die meisten Flüchtlinge bekamen auch Svetljo und Sascho sechs Monate Aufenthaltsbewilligung. Und trotz ihrer Bitten bei der Lagerleitung wurden sie voneinander getrennt. Svetljo wurde an



einen Ort in Niederösterreich gebracht, Sascho in die Steiermark. „Wir treffen uns in einer Woche um 19 Uhr vor dem Stephansdom“, sagte Sascho, bevor er in den Bus einstieg. Und tatsächlich trafen sich die beiden nach einer Woche vor dem Stephansdom. Beide waren per Autostopp gefahren, beide hatten den Weg gefunden. Sie umarmten sich, als ob sie sich Jahre nicht gesehen hätten. „In meinem Zimmer liegt ein zwei Meter langer Bulgare, steht nur für die Mahlzeiten auf und jammert die ganze Zeit“, sagte Sascho. „In meinem tut das gleiche ein Rumäne“, sprach Svetljo. „Wir sollten uns nicht mehr trennen“, entschied Sascho. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß es einen Zuständigen im Ministerium gäbe, der sich um Flüchtlingsangelegenheiten kümmerte. Er empfing immer nur am Dienstag. Zu ihm sollte man gehen, wenn man wieder mit jemandem vereint sein wollte. Und sobald sie vom Leiter einer Flüchtlingspension in Wien eine Bescheinigung bekämen, daß es freie Plätze bei ihm gäbe, könnten sie nach Wien übersiedeln. Es war Sonntag. Die Nacht verbrachten sie in der Herrentoilette am Karlsplatz. Am Montag hatten sie von der Leiterin einer Pension auf der Linzerstraße einen Zettel bekommen. Am Dienstag saßen sie bei dem Beamten im Ministerium und erklärten ihm, daß sie Cousins wären und deshalb nicht getrennt sein wollten. Der Beamte war sehr nett. Er schrieb auf einen Zettel, daß er ihre Übersiedlung bewilligte und schickte sie zur Lagerleitung in Traiskirchen, damit sie dort alle Daten in den Computer eingaben. Die Damen von der Lagerleitung nahmen ihnen den Zettel weg und schickten an ihrer Stelle zwei andere Cousins in die gewünschte Pension. Svetljo und Sascho waren maßlos enttäuscht. An den Beamten konnten sie sich erst in einer Woche wie-

der wenden. Sie fuhren aber nicht zurück zu ihren Pensionen, sondern nach Wien.

...

In Wien nimmt sie der ägyptische Rosenverkäufer Altaf auf. Am nächsten Dienstag fahren sie wieder nach Traiskirchen.

...

Der Beamte erkannte sie wieder, war wieder nett zu ihnen und nicht besonders nett zu den Leuten der Lagerabteilung, die er diesmal persönlich anrief. Frohen Mutes fuhren Svetljo und Sascho nach Traiskirchen, aber das Schicksal erwies sich als viel schneller als die Badner Bahn. Man hätte ihren Wunsch jetzt schon erfüllt, erklärte eine der Damen in der Lagerleitung, wenn nicht gerade eine Meldung gekommen wäre, wonach die beiden aufgrund ihrer einwöchigen Abwesenheit von den Pensionen, denen sie zugeteilt worden waren, von der Lagerbetreuung ausgeschlossen worden wären. Man könnte sie zwar wieder aufnehmen, aber leider nicht hier in Traiskirchen. Es gäbe ein extra Lager für solche Fälle und das wäre 200 Kilometer von hier entfernt. Dorthin sollten die beiden zuerst gehen, und wenn sie eine Zeitlang ohne besondere Vorfälle dort verbracht hätten, könnten sie wieder versuchen, nach Wien zu übersiedeln. Es sei leider nichts zu machen. Wenn man einmal von dem System ausgeschlossen war, gäbe es nur diesen Weg. Oder man verzichtete gänzlich auf die Lagerbetreuung und schaute, daß man alleine zurecht käme. Sie entschlossen sich, allein zurechtzukommen.

Dimitrè Dinev. Engelszungen (Wien 2003, Franz Deuticke Verlagsgesellschaft) Die Passage ist dem Kapitel XII svetljo entnommen Seite 536 – 544.

Wir Danken Dimitrè Dinev für die Abdruckgenehmigung.

